

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Ich rannte weg, ganz auf einmal. Gerade hörte ich meine Mutter noch sagen ›Was soll der Scheiß jetzt wieder?‹. Aber ich wollte nicht bei ihnen bleiben, ich weigerte mich, diesen Moment mit ihnen zu teilen. Ich war schon weit weg, ich gehörte nicht mehr zu ihrer Welt, der Brief besagte es. Ich kam zu den Feldern und wanderte einen Großteil der Nacht herum, auf den Feldwegen, in der Kühle Nordfrankreichs, in dem zu dieser Jahreszeit so intensiven Geruch der Rapsfelder. Die ganze Nacht über entwarf ich mein neues Leben fern von hier.« Mit unglaublicher Sprachgewalt erzählt der junge französische Autor Édouard Louis die Geschichte einer Befreiung aus einer unerträglichen Kindheit: inspiriert von seiner eigenen.

Édouard Louis, geboren 1992, stammt aus einfachsten Verhältnissen aus einem Dorf in der Picardie in Nordfrankreich. Er studiert heute Soziologie in Paris und hat einen Band über Pierre Bourdieu veröffentlicht. 2014 erhielt er den Pierre Guénin-Preis, der besonderes Engagement gegen Homophobie auszeichnet. ›Das Ende von Eddy‹ erschien in 20 Sprachen und sorgte international für Aufsehen.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Édouard Louis

Das Ende von Eddy

Roman

Aus dem Französischen von
Hinrich Schmidt-Henkel

FISCHER Taschenbuch



6. Auflage: Februar 2019

Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, Juni 2016

Die Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »En finir avec Eddy Bellegueule«
bei Editions du Seuil, Paris
© Editions du Seuil, 2014

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstraße 114,
Frankfurt am Main 2015

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-03243-3

Begegnung

An meine Kindheit habe ich keine einzige glückliche Erinnerung. Das soll nicht heißen, ich hätte in all den Jahren niemals Glück oder Freude empfunden. Aber das Leiden ist totalitär: Es eliminiert alles, was nicht in sein System passt.

Im Flur tauchten zwei Jungen auf, einer war groß und rothaarig, der andere klein und mit krummem Rücken. Der Rothaarige spuckte mich an: *Da, voll in die Fresse.*

Die Rotze rann langsam mein Gesicht hinab, gelb und dick, wie der heisere Schleim aus der Kehle von Alten oder Kranken, sie roch stark, übelkeiterregend. Das schrille, scharfe Lachen der beiden Jungen. *Bäh, er hat die ganze Fresse voll, der Wichser.* Sie rinnt von meinem Auge bis zu den Lippen hinunter, gelangt in meinen Mund. Ich traue mich nicht, sie wegzuwischen. Ich könnte es leicht tun, einfach mit dem Ärmel. Ein Sekundenbruchteil, eine kleine Bewegung, und die Spucke würde meine Lippen nicht berühren, aber ich lasse es sein, aus Angst, es könnte sie beleidigen, aus Angst, sie könnten mir noch mehr zusetzen.

Ich hätte nie gedacht, dass sie das tun würden. Dabei war mir Gewalt nicht fremd, alles andere als das. Schon immer, so weit mein Gedächtnis reicht, hatte ich gesehen, wie mein Vater sich vor der Kneipe mit anderen betrunkenen Männern prügelte, ihnen die Nase brach oder Zähne ausschlug. Männer, die meine Mutter zu intensiv angesehen hatten, und mein alkoholisierter Vater wütete los *Was starrst du meine Frau an, für wen hältst du dich, Dreckskerl*. Meine Mutter wollte ihn beruhigen *Lass doch, Chéri, lass doch* aber ihre Bitten blieben ungehört. Stattdessen griffen irgendwann die Kumpel meines Vaters ein, so gehörte sich das, als guter Freund, *bon copain*, hatte man sich an der Schlacht zu beteiligen, meinen Vater von dem anderen zu trennen, dem Opfer seines Rausches, dessen Gesicht blutig geschlagen war. Ich sah, wie mein Vater, wenn unsere Katze geworfen hatte, die neugeborenen Kätzchen in eine Plastiktüte aus dem Supermarkt steckte und sie so lange gegen eine Betonkante schlug, bis sie ganz blutig war und Ruhe herrschte. Ich hatte ihn im Hinterhof Schweine abstechen sehen, dann trank er das warme Blut, das er auffing, um Blutwurst zu machen (das Blut auf seinen Lippen, seinem Kinn, seinem T-Shirt) *Das ist das Beste, das Blut direkt aus dem Tier, das verreckt*. Die Schreie des sterbenden Schweins, wenn mein Vater ihm Kehle und Halsschlagader durchschnitt, waren im ganzen Dorf zu hören.

Ich war zehn. Ich war neu an der Schule. Als sie in dem Flur auftauchten, kannte ich sie noch nicht. Ich wusste

nicht einmal ihre Namen, das war unüblich in dieser kleinen Schule mit gerade mal zweihundert Schülern, wo alle rasch Bekanntschaft schlossen. Sie bewegten sich langsam, sie lächelten, ließen keinerlei Aggressivität erkennen, so dass ich erst dachte, sie wollten mich ansprechen. Warum aber kamen zwei von den Großen und sollten das tun, ich war doch ein Neuer? Der Pausenhof funktionierte genau wie der Rest der Welt; die Großen hatten mit den Kleinen nichts zu schaffen. Meine Mutter sagte dasselbe über die Arbeiter *Für uns kleine Leute interessiert sich kein Schwein, schon gar nicht die feinen Leute da.*

Im Flur fragten sie mich, wer ich sei, ob ich wirklich *Bellegueule* sei, über den alle reden. Sie stellten mir jene Frage, die ich mir dann selbst stellte, monate-, jahrelang,

Bist du der Schwule?

Indem sie die Frage aussprachen, schrieben sie mir ein, für immer, wie ein Stigma, jene Male, die die Griechen mit rotglühendem Eisen oder Messern den Körpern von Menschen beibrachten, die aus der Reihe tanzten, die für die Gemeinschaft gefährlich waren. Unmöglich, mich davon zu befreien. Ein Gefühl der Überraschung durchfuhr mich, dabei war es nicht das erste Mal, dass ich das gesagt bekam. Aber an das Schmähwort gewöhnt man sich nie.

Ein ohnmächtiges Gefühl, als verlöre ich den Boden unter den Füßen. Ich lächelte – und das Wort *der*

Schwule explodierte in meinem Kopf, hallte wider, pochte in mir mit der Frequenz meines Herzschlags.

Ich war schwächlich, sie mussten meine Möglichkeiten zur Gegenwehr als gering, vernachlässigenswert einschätzen. In jenen Jahren nannten meine Eltern mich oft *Skelett*, und mein Vater machte immer wieder dieselben Witze *Du bist so dünn, du kannst hinterm Schrank durchgehen*. Viel zu wiegen war etwas, das man im Dorf wertschätzte. Mein Vater und meine Brüder waren fettleibig, mehrere Frauen aus der Familie ebenfalls, und sie sagten gern *Gesund und kräftig, besser als wenn einer so verhungert ist, dass ihn gleich alles umbaut*.

(Im Jahr danach war ich die Bemerkungen meiner Familie über meine Schwächigkeit leid und fasste den Plan, dick zu werden. Nach der Schule kaufte ich von Geld, um das ich meine Tante bat – meine Eltern hätten mir keines geben können –, Kartoffelchips und stopfte mich damit voll.

Bislang hatte ich das allzu fette Essen meiner Mutter verweigert, eben aus der Sorge heraus, ich könnte werden wie mein Vater und meine Brüder – sie stöhnte *Keine Sorge, davon kriegst du keine Verstopfung im Hintern* – aber jetzt futterte ich alles weg, was ich in die Finger bekam, wie diese Insektenwolken, die im Vorüberfliegen ganze Landschaften kahlfressen. Innerhalb eines Jahres nahm ich zwanzig Kilo zu.)

Erst stießen sie mich mit den Fingerspitzen an, nicht besonders brutal, sie lachten immer noch, immer noch

hatte ich die Spucke im Gesicht, dann immer fester, bis mein Kopf an die Wand des Flurs knallte. Ich sagte nichts. Der eine hielt meine Arme fest, der andere fing an, mich mit den Füßen zu treten, immer weniger lächelnd, immer ernster in seiner Rolle, immer mehr Konzentration zeichnete sich in seinem Gesicht ab, Wut, Hass. Ich erinnere mich: die Tritte in den Bauch, der Schmerz, wenn mein Kopf an die Backsteinwand prallte. Das ist ein Element, an das man nicht denkt, der Schmerz, das plötzliche physische Leiden des verletzten, gequälten Körpers. Man denkt – angesichts solch einer Szene, ich meine: mit einem Blick von außen – an die Demütigung, die Fassunglosigkeit, die Angst, aber man denkt nicht an den Schmerz.

Die Tritte in den Bauch nahmen mir die Luft, ich konnte nicht mehr atmen. Ich riss den Mund auf, so weit ich konnte, um Sauerstoff einzuatmen, ich blähte die Brust, aber die Luft wollte nicht hinein; ein Gefühl, als wären meine Lungen unvermittelt mit einem dickflüssigen Saft gefüllt, mit Blei. Mein Körper zitterte, schien mir nicht mehr zu gehören, meinem Willen nicht mehr zu gehorchen. Wie ein alt werdender Körper, der sich vom Geist befreit, von diesem verlassen wird, sich weigert, ihm zu gehorchen. Der Körper wird zur Bürde.

Sie lachten, als mein Gesicht vor Sauerstoffmangel rot anlief (das schlichte Gemüt des Volkes, die Ein-

fachheit der kleinen Leute, die gern lachen, die *bons vivants*). Tränen stiegen mir in die Augen, reflexhaft, mein Blick trübte sich, wie wenn man sich an seiner eigenen Spucke oder etwas zu essen verschluckt. Sie wussten nicht, dass das Erstickungsgefühl die Tränen hervorrief, sie dachten, ich würde weinen. Sie waren unduldsam.

Als sie nahe an mich herankamen, konnte ich ihren Atem riechen, diesen Geruch nach saurer Milch und totem Tier. Sie putzten sich wahrscheinlich nie die Zähne, ebenso wenig, wie ich das tat. Die Mütter im Dorf gaben nicht viel auf die Zahnhygiene ihrer Kinder. Der Zahnarzt war zu teuer, und der Geldmangel wurde immer irgendwann zu einer Entscheidung umgedeutet. Die Mütter sagten *Egal, gibt ja Wichtigeres im Leben*. Ich bezahle diese Nachlässigkeit meiner Familie, meiner sozialen Klasse bis heute mit scheußlichen Schmerzen und schlaflosen Nächten, und viele Jahre später, als ich in Paris auf der *École Normale* zu studieren anfang, sollten meine Mitstudenten mich fragen *Warum sind deine Eltern denn nicht mit dir zum Kieferorthopäden gegangen*. Meine Lügen. Ich behauptete, meine Eltern, ein wenig allzu bohemehafte Intellektuelle, hätten sich derart auf meine literarische Bildung konzentriert, dass ihnen meine Gesundheit manchmal aus dem Blick geraten sei.

Der große Rothaarige und der Kleine mit dem krummen Rücken schrien jetzt im Schulflur. Die Schimpf-

worte wechselten sich mit den Tritten ab, und dazu mein Schweigen. Schwuchtel, Schwuli, Schwuppe, Tunte, Schwanzlutscher, Arschficker, oder auch Homo und Gay. *Pédale, pédé, tantouse, enculé, tarlouze, pédale douce, baltringue, tapette, fiotte, tafiole, tanche, folasse, grosse tante, tata*. Manchmal begegneten wir einander auf der Treppe im Strom der Schüler oder woanders, auf dem Hof. Vor aller Augen konnten sie mich nicht schlagen, so dumm waren sie nicht, sie hätten einen Schulverweis riskiert. Sie begnügten sich damit, dass sie *Schwuchtel* zischten oder Ähnliches. Niemand ringsum achtete darauf, aber alle hörten es. Ich denke, dass alle es hörten, weil ich mich an das genüssliche Grinsen in den Gesichtern der anderen erinnere, auf dem Hof, auf den Fluren, an die Befriedigung darüber, zu hören und zu sehen, wie der große Rothaarige und der Kleine mit dem krummen Rücken für Gerechtigkeit sorgten, das aussprachen, was alle insgeheim dachten und manche flüsterten, wenn ich an ihnen vorbeiging. Dann hörte ich *Schau mal, das ist Bellegueule, der Schwuli*.

Mein Vater

Da ist mein Vater. Als er geboren wurde, 1967, gingen die Frauen des Dorfs noch nicht ins Krankenhaus, sondern entbanden zu Hause. Seine Mutter brachte ihn auf dem völlig verdreckten Sofa zur Welt, es war voller Staub, Hunde- und Katzenhaare und Dreck, wegen der immer schlammigen Schuhe, die niemand auszieht, wenn er das Haus betritt. Im Dorf gibt es natürlich asphaltierte Straßen, aber auch viele *Feldwege*, die immer noch existieren, wo Kinder spielen, unbetonierte Sand- und Schotterwege an den Feldrändern und Gehwege aus gestampfter Erde, die an Regentagen zu schlammigem Treibsand werden.

Bevor ich zur Mittelschule ging, machte ich mehrmals die Woche Fahrradtouren auf den *Feldwegen*. Ich klemmte kleine Stückchen Karton in die Speichen, damit mein Fahrrad klang wie ein Motorrad, wenn ich in die Pedale trat.

Der Vater meines Vaters trank viel, Pastis und Wein aus Fünf-Liter-Kartons, wie die meisten Männer des Dorfs. Sie kaufen das im Lädchen, das außerdem als Kneipe und Tabakwarenladen dient und wo man auch

Brot bekommt. Man kann seine Einkäufe dort zu jeder Zeit tätigen und braucht nur bei den Inhabern anzuklopfen. Sie sind immer für einen da.

Sein Vater trank viel, und wenn er betrunken war, schlug er seine Mutter: Plötzlich drehte er sich zu ihr um und fing an, sie zu beschimpfen, bewarf sie mit allem, was ihm in die Finger kam, manchmal sogar mit einem Stuhl, und dann schlug er sie. Mein Vater war noch zu klein und ein schwächtiges Kind, er sah ohnmächtig zu und fing stillschweigend an, ihn zu hassen.

Das alles hat natürlich nicht er mir erzählt. Mein Vater redete nicht, jedenfalls nicht über so etwas. Das tat meine Mutter, ihrer Rolle als Frau entsprechend.

Eines Morgens – mein Vater war fünf Jahre alt – verschwand sein Vater für immer, ohne Vorwarnung. Das hat meine Großmutter mir erzählt, die ebenfalls die Familiengeschichten weitergab (wiederum die Frauenrolle). Sie lachte noch viele Jahre später darüber, glücklich, dass sie dann endlich von ihrem Mann befreit war *Eines Tages ist er in die Fabrik auf Arbeit gegangen und nicht zum Abendessen gekommen, wir haben auf ihn gewartet.* Er war Fabrikarbeiter, er brachte das Geld nach Hause, und als er verschwand, stand die Familie mittellos da, kaum genug zu essen für sechs, sieben Kinder.

Das hat mein Vater nie vergessen, er sagte, so dass ich es hören konnte *Der dreckige Hurensohn hat uns sitzenlassen, meine Mutter, ohne alles, auf den scheiß ich.*

Am Tag, als der Vater meines Vaters starb, fünfunddreißig Jahre später, saßen wir im Wohnzimmer, vorm Fernseher, en famille.